



Nr. 159.

Donnerstag, den 9. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

Während sie so beruhigend auf Fris einsprach, half sie ihr mit weichen, geschickten Händen beim Anlegen des eleganten, weißen Reifelleides.

„Alles liegt in Ihren Händen; er liebt Sie zärtlichst, das sah ich trotz allem. Machen Sie sich ihm unentbehrlich und fesseln Sie sein Herz so mächtig, daß alle Bedenken schwinden. Liebe Fris“, sagte sie mit einem sanften, sich selbst ironisierenden Lächeln, „ich bin alt, aber ich war auch einmal jung und habe die Höhen und Tiefen der Liebe ergründet und ich sage Ihnen, alles ist möglich, wenn man jung und schön ist wie Sie!“

Bald waren sie bereit und gehorchten der dringenden Botschaft des Prinzen, sich zu beeilen.

Noch war Fris Antlitz unter dem Rosenhütchen blaß und gespannt und ihre Augen hatten einen unstillen, unheimlichen Blick.

Maira hielt sie noch einen Augenblick zurück.

„Sie fahren nach S. — nicht wahr?“

„Ja, Rudolf möchte nächsten Monat dort sein. Warum?“

„Weil Sie dort einen guten Freund treffen werden.“

„Und wer ist das?“ fragte Fris, der es schien, als habe sie in der großen, weiten Ferne nur Feinde.

„Der Großherzog Johann. Ich kannte ihn vor langer Zeit und ich glaube, er würde dieser alten Freundschaft zu lieb so manches tun. Wenn Sie Gelegenheit dazu haben, Fris, dann sagen Sie ihm, daß Sie mir lieb und wert sind. Er wird dann seine Gunst sicher auch auf Sie ausdehnen und sein Urteil ist ausschlaggebend für Rudolf. Die Männer sind so ganz anders wie wir. Wenn wir lieben, dann geben wir alles hin, und die Meinung der törichtesten Welt fällt bei uns nicht in die Waagschale. Bei den Männern jedoch muß das, was sie besitzen, sozusagen prima Ware und mit dem Stempel des Erfolges geprägt sein. Nun müssen wir aber gehen!“ Noch einmal schloß sie Fris zärtlich in die Arme. „Und vergessen Sie nicht: wenn Sie unglücklich und in Sorge sind, dann rufen Sie mich sofort!“

XXIX.

Frau und Mann waren allein — zum erstenmal allein mit ihrer Liebe; frei, durch keinen Zwang eingeeengt, fern von allen Sphären fuhren sie ins neue Leben hinein, und doch saßen sie sich wie Fremde gegenüber. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte diese Nachricht sie getroffen; sie waren noch wie betäubt von diesem unerwarteten Schlage.

Schwer wie ein Alp lag es auf Fris Gemüt, obwohl ihr der Luxus und Pomp, mit dem sie reisten, neu waren. Donnernd eilte der Zug durch Nordfrankreich. Müde lehnte sie

(Nachdruck verboten.)

in einer Ecke des Salonwagens, und an ihren ins Leere starrenden Augen jagte die flache Landschaft vorüber, in welche eintönige Häuser mit grünen Läden nur wenig Abwechslung brachten. Fris hätte ebenso gut in ihrem Zuge durch die Sahara reisen können und wäre sich dessen nicht bewußt geworden, so sehr war ihr Geist in das Rätsel des Lebens vertieft, das nun aufs innigste mit dem Leben jenes Mannes ihr gegenüber verwoben war; jenes Mannes, der sich nur durch die Bitten ihrer Freundin hatte abhalten lassen, sie am Hochzeitstage zu verstoßen, jenes Mannes, der nun finster brütete über die Schmach und Schimpf, die das namenlose Mädchen durch diese Heirat, in die sie hineingesetzt worden war, über ihn gebracht hatte. Dieser Gedanke bohnte sich in ihr Gehirn und marterte sie; sie grubelte darüber nach, bis ein Schwindel sie erfaßte. Wie konnte sie das ertragen? Es war zu viel. Sie war keines klaren Gedankens mehr fähig, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr; es schien ihr, als ob der Dämon des Wahnsinns auf sie lauere, um sich ihrer heute an dem Tage zu bemächtigen, der für sie der glücklichste ihres Lebens hätte sein sollen.

Äußerlich waren beide ruhig; sie sprachen mit größter Liebenswürdigkeit miteinander, aber ohne jedes wärmere, tiefere Gefühl. Rudolf war höflich, aufmerksam, bewundernswert in seiner zarten Rücksicht und Besorgnis und Fris nahm seine Güte mit sanfter Ergebenheit und Ruhe entgegen, welche letzterer jedoch der stehende, unruhige Blick widersprach. Fris erlitt Qualen, die sie nicht für möglich gehalten hätte. Sie fühlte nicht den Mut in sich, den Kampf gegen das Geschick aufzunehmen; sie wollte weichen und die Waffen strecken.

Sie spielte fast mit dem Gedanken, wie sie sich aus dem Leben schleichen und dessen unentwirrbaren Schwierigkeiten dadurch enttrinnen könnte. Wenn sie es nur über sich vermöchte! Aus seinem Leben schwinden, ehe sie ganz die Seine war, ehe sie ihm Kinder gebor, denen das Brandmal der niederen Geburt der Mutter aufgedrückt war, die ihr fluchen würden, so gut Rudolf sie im Herzen verwünschte.

„Frierst Du, Liebste?“

Rudolfs Stimme weckte sie aus ihrem wahnwitzigen Grübeln. Er beugte sich vor und legte den Mantel enger um sie; denn obwohl es Sommer war, strich die Luft doch kühl herein! Seine Worte waren zärtlich, die Stimme gütig, aber kühl.

„Nein, ich friere nicht!“

„Wie still Du bist, Kind! Wo ist Deine frohe Laune geblieben?“

Ihr Schweigen, ihre Bekommenheit fielen ihm auf,

Mit ängstlichem Unbehagen sah er seine Augen auf sich gehetzt.

„Ich bin müde“, sagte sie, mühsam nach Worten ringend.

„Lehne Dich zurück und schließe die Augen. Nimm doch Deinen Hut ab“, fuhr er fort, indem er ihr dabei behilflich war. „Was für ein unpraktisches Ding für eine Reisel!“ Achlos warf er den rosenumwundenen Hut beiseite. „Ich hätte Lady Bellingham für vernünftiger gehalten.“

Iris lächelte müde und schloß die Augen. Mit Besorgnis bemerkte Steinburg ihre zunehmende Blässe. Ahnte sie, was bei Lady Bellingham besprochen worden war? Dieser Gedanke durchzuckte ihn mit plötzlichem Schrecken. Nicht um alles in der Welt hätte er das gewollt. So wild und bitter enttäuscht er immer noch war, sie schloß er vollkommen von allem aus. Sie war ein Kind, lieber wäre er tausendmal gestorben, ehe er das Herz, das sein geworden war, so tief verletzt hätte.

Bald jedoch entschlug er sich dieses Verdachtes; sie konnte nichts gehört haben; ihr Schweigen war sicher nur die Folge der natürlichen Reaktion nach den vielen Aufregungen der letzten Wochen.

Gegen Mitternacht langten sie in Paris an und fuhren sofort zum Hotel Rib, in welchem eine Flucht von fürstlichen Räumen für sie bestelt war. Hier war Iris endlich allein, wenn auch nicht lange; wann ist je eine Dame der vornehmen Welt ungestört? Kammerjungfern, Kammerdiener lauerten immer in ihrer Nähe; der Prinz entließ sie jedoch bald, nachdem alle Vorbereitungen für Iris' Bequemlichkeit getroffen waren, und begab sich zum Hoteldirektor, um mit diesem zu verhandeln.

Iris atmete auf, das Alleinsein war wie eine Erlösung für sie. Die Verwirrung in ihrem Kopf, die unerträgliche Angst nahmen immer mehr zu. Nachdem sie alle Türen fest verschlossen hatte, wanderte sie von ihrer Verzeihung herumgetrieben, ruhelos durch alle Zimmer, mit gelösten Haaren, eingehüllt in ihren weißleidenen Schlafrock.

Tiefes Schweigen umgab sie. Die lärmenden Pariser Straßen, die Tag und Nacht gleich lebhaft sind, schienen in weiter Ferne zu sein; auch das geschäftige Hotelleben schien zu ruhen. Ziellos umherstreifend, geriet sie auch in das Ankleidezimmer des Fürsten; dort stand sie still; ein glänzender Gegenstand, der auf einem der Tische lag, zog ihre Blicke auf sich. Es war kein Schmuckstück, sondern der schmale, leuchtende Lauf eines kleinen Revolvers, den der Prinz nicht aus Furcht, sondern aus Gewohnheit immer mit sich trug.

War er geladen?

Sie ergriff und untersuchte ihn; in den sechs Kammern reckten die Patronen.

Iris stand wie gebannt mit dem todbringenden Instrumente in der Hand, so klein und harmlos scheinbar, die sichere Waffe, mit der sie den gordischen Knoten lösen und dem Manne die Freiheit wieder geben konnte, den sie nur zu sehr liebte und der sich ihrer schämte. Nur des Mutes eines Augenblicks bedurfte es, dann war der aussichtslose Kampf gegen das übermächtige Schicksal beendet.

Sie war nicht mehr fähig, Har zu denken und zu erwägen, daß sie dadurch nur erhöhte Schande, größeres Aufsehen erregen würde. Ihr Geist sah nur den einen Ausweg vor sich, um jenem, der sie nicht mehr liebte, zu entinnen. Dann war die Scheidung überflüssig, der Tod löst alle Schuld und löst alle Bande. Dann fände ihr Herz die ersehnte Ruhe und er wäre frei. Aber sie liebte ihn, und das machte die Trennung so schwer. Freiwillig aus diesem warmen Liebesleben scheiden, nie mehr von ihm liebkost und von seinen Armen umschlungen werden, nie an seinem Herzen liegen, nimmermehr imstande sein, seine Achtung zurückzugewinnen, die sie ganz ohne Schuld verloren hatte, ihre Schönheit mit eigener Hand zerstören und verstümmeln, wie konnte sie das tun?!

Warum nicht? Sie dachte an die Konversation mit Lady Bellingham, stellte sich im Geiste den ganzen Auftritt

vor, sah wie trübsal, betrogen, ertrogen, rasend über die Täuschung, seine Wut bei ihrem Eintritt gewaltig unterdrückt und ihr ruhig sagt, mit ihm zu gehen, dem neuen Leben entgegen. Er hatte vornehm und edel gehandelt, und es war an ihr, ihn von den verhassten Fesseln zu befreien. Es mußte sein. Ihre Hand würde weder zögern noch zittern.

Durch diese Erwägungen in ihrem Entschluß bestärkt, ganz erfüllt von dem schwer auf ihr lastenden Geschick, hob sie den Revolver, drückte ihn gegen die Stirn — durch das dicke Haar hindurch fühlte sie die Kälte des Laufs.

Die Wucht ihrer Empfindungen hatte sie alles irdischen Bewußtseins entzogen, ihre Seele schien den Körper schon verlassen zu haben, schon war sie im Begriff, den Hahn zu spannen, — da weckte sie ein fortgesetzter, lauter Lärm aus ihrem hypnotischen Zustand, sie zuckte zusammen, senkte die Waffe, es war ein kräftiges, oft wiederholtes Klopfen an die Türe.

Alles Blut drängte sich zum Herzen, die Erinnerung und Denkfähigkeit kehrten wieder, Iris erkannte ihres Gatten Stimme, scharf, befehlend, und doch sprach Angst aus ihr.

„Iris! Iris!“ schrie er, „öffne sofort!“

Noch ganz betäubt von dem fürchterlichen Kampf, den sie eben gekämpft hatte, gehorchte sie; zur Türe wankend, öffnete sie dieselbe weit.

Steinburg blieb einen Augenblick bestürzt stehen beim Anblick dieses verzweiferten, totenblauen Antlitzes, unjagbar schön in seiner Trauer und Lieblichkeit. Was war vor-gefallen? Da sah er, wie Iris Hand immer noch den Revolver umklammerte, und nun wurde ihm der tödliche Ernst dieser Minute klar. Sie, seine Braut, die er anbetete, war an ihrem Hochzeitstage dazu gebracht worden, einen Selbstmordversuch zu begehen!

Ein Schwindel erfaßte ihn bei dieser Entdeckung, sein Blut erstarrte! Es war zu entsetzlich!

Er zog den Schlüssel ab, trat nahe an Iris heran und warf ihr einen scharfen, prüfenden Blick zu.

„Was tust du mit dem Revolver? Gib ihn mir!“

Mechanisch hob sie die Hand mit dem verhängnisvollen, zierlichen Spielzeug; er entriß ihr die Waffe mit einer Leidenschaftlichkeit, zu tief empfunden fast für Worte.

„Was hattest du vor mit dieser Waffe in der Hand bei verschlossenen Türen?“

„Ich wollte mich töten“, erwiderte Iris tonlos.

In plötzlichem Impulse legte ihr Steinburg die Hände auf die Schultern und blickte ihr leidenschaftlich in die Augen.

„Warum? Warum? O Iris, war es, weil du mich hassest und dich scheuest, mich zu sehen, meine Stimme zu hören? Sprich, ich will die Wahrheit wissen.“

„Nein, nein“, keuchte Iris atemlos, sie war wehrlos unter dem starken Druck seiner Hände und von dem Feuer seiner Augen bezwungen. „Nein — nein, du weißt, daß es nicht deshalb ist.“

„Warum dann? Ich befehle dir, es mir zu sagen!“ Er war majestätisch in seinem Zorne, dem überreizten Mädchen kam er wie ein erzürnter Gott vor. Es konnte nicht anders als gehorchen, nun war der Augenblick gekommen, in welchem alle Schranken fallen mußten. Mit einem Aufleuchten der Augen hielt Iris seinen Blicken stand.

„Man sagte mir, daß ich kein Recht auf irgend einen Namen habe, daß ich dir nur Schmach und Schande brächte; man sagte mir, daß du mich fortschicken, ja am Hochzeitstage sogar verstoßen wolltest. Das konnte ich nicht ertragen, ich habe schon zu viel gelitten. Deshalb wollte ich mich aus deinem Leben schleichen, um dir nicht mehr zur Last zu fallen.“

Sie sah, wie seine Augen allmählich weich und milde wurden; seine Arme umschlossen sie plötzlich, sie lag an seiner Brust.

„Was sind das für Freunde, die dir alles mitteilten? Ich werde ihnen nie verzeihen!“

(Fortsetzung folgt.)



Jonas Lie †.

In Christiania ist der norwegische Romandichter Jonas Lie nach langer Krankheit, 74 Jahre alt, verschieden. Lie, dessen Romane auch ins Deutsche übertragen wurden, war ursprünglich für die Karriere eines Seeoffiziers bestimmt, mußte aber wegen nicht genügender Schärfe davon Abstand nehmen und studierte Jurisprudenz. Er war dann eine Zeitlang als Rechtsanwalt tätig, gab bald diesen ihm nicht zusagenden Beruf auf und war journalistisch tätig.

Einen durchschlagenden Erfolg hatte er 1870 mit seinem Roman „Der Geisterseher“, und er wies ihn auf den richtigen Weg, in der Schriftstellerei seinen Lebensberuf zu suchen. Lie fand auch bald staatliche Unterstützung und erhielt bereits 1874 vom Storting gleichzeitig mit Björnson und Ibsen ein staatliches „Dichtergehalt“.

Von seinen Romanen, in denen fast immer das Recht der Schwachen auf Glück das mit Phantasie und Humor umkleidete Hauptproblem bildet, seien hier noch „Die Töchter des Kommandeurs“, „Morija Jons“, „Schlächter Tobias“ hervorgehoben. Auch dramatisch hat sich Lie, doch mit weniger Erfolg, versucht. Seit dem Tode seiner Gattin, der im vorigen Jahr erfolgte, war Lie ein gebrochener Mann, bis ihn nunmehr der Tod erlöste.

Man kann Jonas Lie den weisen Dichter des Allesvernehmens nennen. Mit seinem gütigen Blick drang er in die geheimsten Falken des menschlichen Herzens, um darin zu lesen, anscheinend ganz harmlos und kunstlos davon zu erzählen und damit doch eine Reihe der größten und schönsten Dichtwerke zu schaffen, die uns die jugendstarke nordische Literatur geschenkt hat.

Es entspricht ganz diesem besonderen Zuge in Lies Wesen, daß er in einem kleinen Gedichtchen, das Albert Langens (München) Verlagskatalog zu seiner Charakteristik abdruckt, gewissermaßen darüber sein Leid klagt, warum er auf seinem einsamen Beobachtungs- und Dichterposten so viel menschliches Leid hören und ansehen muß. Der Vers stehe als seine schönste Grabinschrift hier:

So sitz ich hier, des Staunens schwer —
Mit andern Vögeln weit ins Meer
Auf enges Riff verschlagen —
Und lausche fremd dem bunten Meer.
Manch Starenlied schwirrt um mich her
Und manches Eulenklagen.
Als wüßten sie all' Weisheit schier,
So eifern sie — doch sagt es mir
Kein Lied, warum wir Armen hier
Auf dieses Riff verschlagen.

Ewig die Liebe.

Dichter und Künstler aller Zeiten und Völker haben diese Frage zu beantworten versucht. Die meisten allerdings mit jener Leidenschaftlichkeit, die von eigenem Herzenszuständen nur zu deutlich Kunde gibt. Objektiv und sachlich beantwortet diese Frage eigentlich auch nur die Wissenschaft. Neuerdings hat Dr. Georg Romer in den bei A.

W. Vergmann Wiesbaden erscheinenden „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“ den Begriff „Liebe“ zu definieren gesucht.

Er kam hierbei zu dem Resultat, daß die Liebe nichts sei als „die intuitive Erkenntnis des zurzeit besten Komplements zur Konjugation. Liebe ist ein geheimnisvolles Erkennen des für die Gattung Zweckmäßigsten. Liebe ist ein Werdeprozeß, in dessen Flammen zwei verwandte Keime ineinander geschweißt werden, um ein drittes Neues von so guter Qualität zu schaffen, wie es an dem fraglichen Zeitpunkt der höchsten Schöpfungsfähigkeit den ertlichen Organismen entspricht“. Dies „dritte Neue“ ist das möglichst vollkommene Kind. Trotz dieser verstandesmäßigen Definition will der Verfasser jenen zarten, seelisch körperlichen Werdeprozeß verstanden wissen, an dessen Endpunkt erst der Geschlechtsverkehr einzusetzen pflegt.

Dem Kindesalter haftet die zarteste Leidenschaftlichkeit der Liebe an. Doch im reiferen Alter klären sich — nach Romer — die Begriffe, und der Naturzweck tritt stärker ins Bewußtsein. Dabei kommt es um so schwerer zu einer ausgebildeten Liebe, je reicher der Erfahrungsschatz ist, den das Individuum gesammelt hat, je zahlreicher, je höher geartet die gewonnenen Vergleichspunkte, kurz, je schärfer die Kritik ist. Je jünger der Mensch, um so impulsiver, rückhaltloser verliebt er sich.

Ueber die Veranlagung zur Liebe sagt der geistvolle Seelenkenner, es sei nicht jedes Individuum in gleicher Weise zur „Liebe“ veranlagt. Es bedürfe zum Zustandekommen dieser Erscheinungsreihe eines gewissen Vorrats an gesunder Keim- und Gehirnkraft. Ohne Gehirnleistung komme keine Liebe zustande. Inwieweit die sonstige Konstitution am Zustandekommen der Liebe beteiligt sei, lasse sich höchstens vermuten. Der Mensch in der Vollkraft der Jahre liebe anders, als ein an der Schwelle des Alters stehender. Der von Gesundheit strotzende anders als der Phthisiker. Ja, wie die psycho-physische Konstitution der einzelnen tausendfach verschieden ist, so findet auch in den einzelnen Modifikationen der Liebesformen ein ungeheurer Farbenreichtum, eine Fülle von Abstufungen statt, und Nietzsche sagt nicht zu viel mit dem Wort: „Man wird fein genarrt, wenn man fein ist; man wird grob genarrt, wenn man grob ist“.

Von wannen kommt aber die Liebe? Auch hierüber will Romer Aufschluß geben. Hierbei unterscheidet er zwei Arten der Liebe. „Bei der schleichenden Form entwickelt sich der Prozeß aus einem Zustande der Gleichgültigkeit, der Unbelümmtheit heraus, um bei irgend einer günstigen Gelegenheit von dem Betroffenen selbst apperzipiert zu werden. Dies ist die Art, wie sich Steptiker zu verlieben pflegen. Sie weichen allen ihnen bewußten Gelegenheiten zur Entflammung aus, sie brechen den Stab über die „Illusionsfähigkeit“ der anderen. Aber schließlich merken gerade sie, welche die offene Flamme mieden, daß sie selbst rettungslos in ein anderes Individuum verliebt sind, daß sie vielleicht bis dahin als quantité négligeable betrachteten, und das ihnen um so gefährlicher erschien, je gewohnheitsmäßiger sie bis dahin mit ihm verkehrten. Es kommt ein Moment, ein seltsamer und überraschender, wo sie den Partner in einem anderen, neuen Dichte sehen. Ein Moment, wo ihnen aus der alltäglichen Erscheinung etwas Fremdartig Süßes entgegenblickt.

Anderer die akute Form, die man mit Vorliebe als „Liebe auf den ersten Blick“ bezeichnet. Sie ist viel häufiger, als man gemeinhin glaubt. Weder Lebenserfahrung, noch Besonnenheit bewahren vor ihr, wenn sie auch im ganzen die Liebe des jugendlicheren Lebensalters ist. Man hat sie nicht mit Unrecht mit dem Bünden eines Nixes verglichen. So plötzlich ist sie da und nimmt den Menschen gefangen; scheinbar aus dem Nichts geboren, in Wahrheit vorbereitet durch eine günstige Säftermischung des Leibes und ein glückliches Zusammentreffen äußerer Umstände.“

Leinwand.

Von Marie Sulzmann.

Im Anfange besaßen die Armenischen nur die Felle der erlegten Tiere zum Schutze gegen Schnee und Kälte, Regen und Wind, für ihre frierenden Glieder, bald aber lernten sie die Herstellung von Stoffen aus Schafwolle. Als dann die Menschen die ersten Stufen der Kultur erklimmen hatten, erkannten sie in den Flachsfasern ein willkommenes Material, das sie alsbald spinnen und webten. Schon in alterthümlicher Zeit vermochten die Frauen den goldenen Flach am Roden zu spinnen und schon damals bereitete es ihnen Freude, die Produkte ihres Fleißes, schimmernde Leinwandstücke, in Truhen zu bergen und sie als Schatz zu hüten. Jahrtausende hindurch war die Leinwand der vornehmste Stoff, aus dem schneeweiße Prunkgewänder oder buntgefärbte und mit kunstvollen Stickereien verzierte Luxuskleider gefertigt wurden, denn Samt und Seide, die heute bei festlichen Gelegenheiten die Frauen schmücken, waren jenen Epochen fremd. Zur Herstellung von Pingerie, wozu die Leinwand heutzutage hauptsächlich gebraucht wird, wurde sie erst in viel jüngerer Zeit verwendet.

Die ursprüngliche Heimat des Flachses ist der Orient. Die alten Babylonier mögen die wilde Leimpflanze zuerst in der Kultur genommen und deren Fäsern versponnen und verwebt haben. In dem Grabe eines uralten Königs, dessen Dynastie vier Jahrtausende v. Chr. in Babylonien regierte, hat man eine Leimpflanze gefunden, die dem Toten mitgegeben wurde. Zur höchsten Bedeutung gelangte die Leinwand im Altertum in Aegypten. Die Gemälde der Grabkammern dort bieten uns die Möglichkeit, den ganzen Entwicklungsengang der Leinenindustrie, das Ernten und Zubereiten des Flachses, das Spinnen und Weben, selbst des Färbens des fertigen Gewebes zu überblicken. Um das Jahr 3000 v. Chr. stand die Leinenfabrikation in voller Blüte. Samenfunde in einem Grabe des ehemaligen hunderttorigen Theben geben Zeugnis, daß die alten Aegyptier schon die Kulturform des wilden Springleins, den Schielein, bauten. Sie trugen Webstühle, welche denen unserer Zeit ähnlich waren. Man fertigte aus der Leinwand Decken, Teppiche, Möbelfstoffe, Kleidungsstücke, Tücher und dergl. Altägyptische Leinwand-Reste haben sich in großer Anzahl erhalten. Die feinste Leinwand war der Byssus, er war fast so geschmeidig wie Seide und wurde als Kostbarkeit geschätzt. Die ägyptischen Bauern entrichteten einen Teil der Steuern in Leinwand an den König. Die alten Hellenen schätzten die Leinwand nicht sonderlich, sie galt dort für üppig und weiblich, wurde auch nur von den vornehmen Athenerinnen als Prunkstoff getragen.

In Rom ward sie erst nach Beginn unserer Zeitrechnung allgemeiner. Zu Ciceros Zeiten, einige Jahrzehnte v. Chr., rechnete man die feinen Leinengewänder, die man nebst anderen Kostbarkeiten aus dem fernen Orient bezog, zu den Luxuswaren. Spinnwebdünn, purpurfarbene, goldgestickte Linienkleider gehörten daher zu den Geschenken, durch welche sich die reichen Patrizier die Gunst mancher Schönen erwarben. Erst nachdem die Römer mit den Germanen in Berührung gekommen waren, fand die Leinwand mehr Verwendung, auch als Leibwäsche kam sie nun in Brauch. Die Griechen des klassischen Zeitalters und auch die Römer kannten nämlich das Hemd nicht, seine Erfinder waren die Germanen, die es „Hemdi“ oder „Hamidi“ nannten. Von den Germanen bezogen es die römischen Grenzsoldaten, die es nach Rom brachten. In den Landen des mittleren Europas webte man schon 3000 Jahre v. Chr. Leinwand. In den Pfahlbauten der Schweiz, Oberösterreich und mancher Gegenden Deutschlands hat man recht kunstvoll gewebte Leinenstücke gefunden. Plinius und Tacitus erzählen, daß die germanischen Frauen in den Wintermonaten spinnen und webten.

Den alten Deutschen war der Flach ein Symbol der Götter, das Klagengespann der Göttin Freya war mit Strängen von blühendem Flach geschirrt und ihrem Schutze unterstellt, die Frauen sein Gebeiden. Auch nahm man an, daß die Feen aus Flachsbäume entstanden seien und die Sagen und Märchen von spinnenden Jungfrauen stammen aus den ältesten Zeiten. Im Laufe der Völkerwanderung verbreitete sich die Leinwand mehr und mehr. Im 6. und 7. Jahrhundert war die Leinenkleidung bereits die gewöhnliche Volkstracht. Die Franken trugen Hose und Hemd aus Glanzleinen, dies war auch die alltägliche Kleidung Kaiser Karl des Großen, der überhaupt meist nur Gewänder trug, zu denen seine Töchter den Faden gesponnen und den Stoff gewebt hatten. Spinnen und Weben waren das ganze Mittelalter hindurch viel geübte Beschäftigungen der

deutsche Frauen, und zwar nicht nur derjenigen aus niederem Stande, sondern auch die Patrizierinnen, die abligen Damen und Fürstinnen lagen ihnen ob.

Damals war es der Stolz der Frauen, einen feinen, glatten Faden zu spinnen und die Minnefänger des 12. und 13. Jahrhunderts vergaßen nie die Kunstfertigkeit und den Fleiß ihrer Damen zu preisen. Dazu mußten diesen Roden und Spindel genügen, denn das Spinnrad wurde erst anno 1530 von einem Braunschweiger Holzschnitzer namens Jürgen erfunden.

Das Zeitalter der Maschinen hat der Poesie des Spinnens und Webens fast allerorten ein Ende bereitet, doch der Reichtum eines Haushaltes legt noch immer Zeugnis ab für die wirklich gediegene Führung desselben. Ein zeitgenössischer Dichter könnte also zum Preise der Frau wohl nicht mehr singen: „Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden“, doch noch immer besitzt seine volle Gültigkeit der Vers:

„Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein,
Die schimmernde Wolle, den schneeweißen Lein.“

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 155.

Kapsel-Rätsel:

Wer lehren will, der lerne.

Zahlenchrift:

Neue Besen lehren gut.

(Schlüssel, Neger, Stube, Hunger, Gurte.)

Rebus.

Wer Freunde hat, ist ihrer wert.

Richtige Lösungen schickten ein: Karl Braun-Muringen — Fr. Remy-Nordensdorf — Frieda Frank-Langenschwalbach — G. Kreher-Langenschwalbach — M. Antenrieth-Flörsheim — Ch. Schäfer-Flörsheim — Karl Winkler-Wiesbaden — Eva Schlitz-Wiesbaden — R. Sommer-Wiesbaden — Alfred Dauster-Wiesbaden.

Dreißilbige Charade.

„Ewig“ bedeuten die ersten beiden.
In die Dritte die Bäume sich kleiden,
Bei der Frühlingslüfte Wehen. —
Aber die Blumen und Blätter vergehen.
Wenn der Sommer dem Herbst muß weichen,
Eins nur bleibt, wenn die Farben bleichen,
Eins unterm Schnee noch: Im frischen Kranze
Grüßt dich freundlich das treue Ganze!

Zahlen-Quadrat.

♦				♦
		♦		♦
			♦	
	♦		♦	
♦				♦

In die Felder des obenstehenden Quadrats sind 25 verschiedene Zahlen derart einzutragen, daß die Summe jeder wagerechten, jeder senkrechten und jeder der beiden Diagonalreihen 120 ist. Die in den beiden Diagonalreihen stehenden Zahlen müssen in gleichen Zwischenräumen auf einander folgen, und zwar in der Reihe von rechts oben nach links unten sollen sie unmittelbar auf einander folgen (wie 1, 2, 3, 4 usw.) und in der anderen Diagonalreihe mit Zwischenräumen von 5 (also wie 1, 6, 11, 16 usw.).

Zusatzrätsel.

NERLNTTEOBHT

Vorstehende Buchstabenreihe ist mit einer bestimmten Zahl auszusagen, und zwar wird stets mit dem ausgezählten Buchstaben zu zählen angefangen. Die Buchstaben nach der Reihenfolge der Aussage aneinander gereiht, ergeben ein Sprichwort.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers;
Leybold & Franzbühler in Wiesbaden.